

Preis 250 Mark für Halle und Siedelstein 250 Mark, durch die Post bezogen 3 Mark für den Vierteljahr, die halbjährige und die jährliche 6 Mark, die halbjährige und die jährliche 6 Mark, die halbjährige und die jährliche 6 Mark.

Anzeige Gebiete oder deren Name für Halle 15 Pfennig, sonst 20 Pfennig. Kellern am Schluß des redaktionellen Theils die Seite 40 Pfennig.

Allezeitungs

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Nr. 157. — Jahrg. 190. Halle a. S., Montag 4. April 1898. Redaktion u. Expedition: Halle a. S., Leipziger Str. 7. Berlin: Postamt: Berlin SW., Bernburger Str. 3.

Deutsches Reich.

Der Kaiser wird, wie man aus Juba meldet, dem Vernehmen nach in der dritten Aprilwoche wiederum als Gast des Grafen Görz nach Schilly zur Auerhaagjagd kommen. * Jetzt meldet der „Reichsanzeiger“ auch amtlich, daß der Großherzog von Baden a la suite des ersten Seebataillons gestellt worden ist. * Antworten des Fürsten Bismarck. Der Vorstand der deutschen Reichspartei (Abg. von Kardorff, Freiherr von Stamm-Halber, Werbach) erhielt auf das zum 1. April nach Friedrichsruh abgegangene Beglückwünschungsgramm nachfolgende, an Herrn von Kardorff abgestellte Antwort: „Ich bitte Sie, der Fraktion meinen verbindlichen Dank für Ihre freundlichen Glückwünsche auszusprechen, die mich in Erinnerung an unsere langjährige gemeinsame Thätigkeit besonders erfreut haben.“

Abnahme der Gehalts des letzteren als Dirigent der Abtheilung für Kirchen- und Schulen der Regierung zu Gumbinnen der Regierungsrath Schüller, Justizrat und Verwaltungsrath des Berliner Provinzial-Schulcollegiums, betraut worden. * Die Verordnungen, zu denen der vereinfachte Wasser-Ausfluß in seinem Gutachten über die Wasserregulirung von Vorbergung von Hochwassergefahren im Oderobergebiet gelangt ist, sind theils technischer, theils legislativer und administrativer Natur. Die von dem Ausschusse empfohlenen 14 Anlagen in 10 Klassen zu beschreiben sich zunächst auf die Durchgehende der Ober-Oder, und die nicht schiffbaren Flüsse des Havel- und Havellandes. In erster Hinsicht wird mit Rücksicht auf die oro- und hydrographischen Verhältnisse der Quellgebiete der schiffbaren Gebirgsflüsse die Erhaltung und Pflege des Waldbestandes, Bewalzung besonders gefährdeter Hochlagen und Vergrößerung der Uferhaltung der Hochwasser- und Niedrigwasser- und von verarmten Stellen abgetheilten Wassers im Walde mittels Eidergraben und ähnlicher Einrichtungen verlangt. Sammelbetten kommen als wichtige Mittel zur Zurückhaltung der Hochwasser in den schiffbaren Gebirgsflüssen, namentlich für das Havel- und Odergebiet in Betracht. Es wird empfohlen, möglichst bald auf Sammelbetten genaue Vorarbeiten zur Anlage von Sammelbetten (Hochflüssen) an besonders hierzu geeigneten Orten vornehmen zu lassen, wozu Stauwehre und Luerdämme aus wirtschaftlichen Gründen nur ausnahmsweise in Frage kommen. Die nicht schiffbaren Flüsse des Havel- und Havellandes sind so zu reguliren, daß das Hochwasser in der Regel nur für die Abführung mittlerer Hochfluthen auszubringen ist. Alle Regulirungsarbeiten sollen auf Grund eines einheitlichen Planes für das ganze Hochgebiet und möglichst von unten nach oben ausgeführt werden, und zwar unter dem leitenden Gesichtspunkte, die Verthätigkeit des vorhandenen Bestandes für die Abführung der abfließenden Wasserflüsse ohne nachtheilige Veränderung der Grundbesitzverhältnisse gütlich zu erhalten. Schließlich werden auch für Ober- und Unter-Oder technische Maßregeln empfohlen.

den Wünschen der Handelskreise, diese Gesetzesvorrichtung seitens des Bundesrates durch den Gehalt von Ausführungsbestimmungen zu erläutern und insbesondere, wie die Trennung der Räume bewirkt werden muß, um nicht mit dem Gehalt in Widerspruch zu gerathen, keine Folge habe gegeben werden können, da die Beurtheilung der Frage, unter welchen Voraussetzungen ein Geschäftsbetrieb als selbständig im Sinne des Gesetzes zu betrachten sei, in die Zuständigkeit der Gerichte fällt. Die Polizeibehörden werden in jedem Falle zu beurtheilen haben, ob die Trennung der Räume als ausreichend zu betrachten ist. * Zur Wahlbewegung. Der neue Reichstag wird, abgesehen von den Veränderungen im zahlenmäßigen Bestande der Parteien, die sich heute auch noch nicht annähernd voraussetzen lassen, sicher einen großen Wechsel in den Mandat innehabenden Persönlichkeiten zeigen. Nach einer Berechnung der „Kreuz-Ztg.“, die auf Vollständigkeit natürlich keinen Anspruch machen will, wollen nicht weniger als 66 Abgeordnete sich nicht wieder um einen Sitz im Reichstag bewerben, darunter allein 15 Konervative und 11 Freikonervative; von den Nationalliberalen sind nicht weniger als 20 Herren parlamentarische, unter ihnen fast alle bisherigen Führer. Bei der freikonservativen Wahlbewegung fällt es auf, daß eine ganze Reihe von Kandidaten; nachdem sie ihre Parteiliste zur Wahl beigestellt hatten, nachträglich meist „aus persönlichen Gründen“, ihren Rücktritt von der Candidatur erklären lassen. In freikonservativen Kreisen scheint danach die Hoffnung auf den „Zug nach links“ im Schwünge zu sein. Freiherr von Stumm wieder, wenn eine neue Parteiliste sich bestätigt, sich doch wieder entschlossen haben, am Parlamentsleben weiter Theil zu nehmen. Sein Blatt, die „Post“, stellt nämlich fest, daß er sich entschlossen hat, im Kreise Ottweiler-St. Wendel wieder für den Reichstag zu kandidiren, und daß Verhandlungen zwischen ihm und dem von Bunde der Landwirthe dort aufgestellten zweiten Vorsitzenden des Bundes, Dr. Köstler, den Letzteren veranlaßt haben, von seiner Candidatur zurückzutreten. Die christlich-sozialen Parteien in Berlin, hat den Beschluß gefaßt, den Abmachungen der Vorstände der drei Parteien, der konservativen, deutsch-sozialen und christlich-sozialen, in Berlin und für Berlin beizutreten und für den 4. und 6. Berliner Wahlkreis christlich-soziale Kandidaten aufzustellen; im ersten und zweiten Wahlkreis aber die konservativen, im dritten und fünften die deutsch-sozialen Kandidaten zu unterstützen. Die Candidatur des Hofpredigers a. D. Stöcker im sechsten Berliner Reichstagswahlkreis wurde genehmigt. * Die „Stat. Korresp.“ veröffentlicht die Ergebnisse der

„Durch die Zeitungen geht eine Mittheilung des „Hannoverschen Cour.“ über Veränderungen in der Besetzung mehrerer Oberpräsidentenstellen, über die Neuernennung des Hofmarschallers des Ober-Preussischen Hofmarschallers, über die Ernennung des Hofmarschallers des Ministeriums des Innern. Die „B. N.“ bemerkt hierzu offiziell: Die parlamentarische Zeit hat diesmal rascher als sonst diephantastische Berichterstattung angepöppelt. Es braucht kaum besonders betont zu werden, daß die Mittheilungen unzutreffend sind. * Der neuernannte Direktor der Kolonialabtheilung des Auswärtigen Amtes Dr. von Buchta war vor einigen Tagen zur Regelung seiner häuslichen Angelegenheiten nach der Heimat gereist und wird heute wieder in Berlin zurück erwartet. Die Ernennung in sein neues Amt dürfte in dieser Woche erfolgen. Sein Nachfolger wird der fünfte Reichstagswahlkreis, Kreis Westfalen-Schwerin ist durch die Ernennung erfolgt.

* Wir haben, als der bayerische Zentrumsgewählte Herr v. Hertling seine patriotische Rede für die Marine-Vorlage hielt, die Befürchtung ausgesprochen, daß es das mit seinem Mandat werde nicht vereinbar sein. Jetzt veröffentlicht der „Bayer. Kurier“ eine Zuschrift aus dem Wahlkreis Ulm, in welcher es heißt: Herr v. Hertling hat durch sein Zusammengehen mit Dr. Heber das Vertrauen seiner Wähler allgemein gestiftet, das sind seine Folgen. Die der Wahlkreis werden aber die fern das Zentrum im nächsten Wahljahr im Reichstag wählen. In welcher es heißt: Herr v. Hertling hat durch sein Zusammengehen mit Dr. Heber das Vertrauen seiner Wähler allgemein gestiftet, das sind seine Folgen. Die der Wahlkreis werden aber die fern das Zentrum im nächsten Wahljahr im Reichstag wählen. In welcher es heißt: Herr v. Hertling hat durch sein Zusammengehen mit Dr. Heber das Vertrauen seiner Wähler allgemein gestiftet, das sind seine Folgen. Die der Wahlkreis werden aber die fern das Zentrum im nächsten Wahljahr im Reichstag wählen.

Wahlkreis Ulm, in welcher es heißt: Herr v. Hertling hat durch sein Zusammengehen mit Dr. Heber das Vertrauen seiner Wähler allgemein gestiftet, das sind seine Folgen. Die der Wahlkreis werden aber die fern das Zentrum im nächsten Wahljahr im Reichstag wählen. In welcher es heißt: Herr v. Hertling hat durch sein Zusammengehen mit Dr. Heber das Vertrauen seiner Wähler allgemein gestiftet, das sind seine Folgen. Die der Wahlkreis werden aber die fern das Zentrum im nächsten Wahljahr im Reichstag wählen.

Nachträgliches vom Geburtstag des Fürsten Bismarck.

Es war ein heller sonniger Frühlingmorgen, doppelt angenehm nach den vielen trübigen Tagen des vergangenen Monats! Also ein recht gutes Geburtstagsgeschehen, bei dem das geschäftliche Verzeihen, das sich allmählich in der Freude des ersten Frühlingstages vor der Hauptstadt des Friedrichsruher Gedenkbau entwickelt, sich doppelt freundlich ausnahm. Küßen, Körbe und Haffer werden herausgehoben, die ganz großen Stühle oder der Tisch geöffnet, die Haffer nach dem Keller geschickt, die minder umfangreichen Küßen und Pakete ins Geschäft getragen, um dort ihres Inhalts entledigt zu werden, der sorgfältig revidirt und eintheilt der Seite gefest wird, bis das Gintäumen des Geburtstagszimmers beginnt. Ein kleiner Wald von Blumenarrangements baut sich allmählich vor der Haushüre auf, weil die mit dem Forttagen, Waffeln und Gruppieren der Geliebte beauftragte Leute die mit den Vorbereitungen eintrifftenden Sendungen nicht schnell genug schaffen können. Das erste Zimmer des rechten Flügels enthält wieder den Hauptgeburtstagsstisch. Schon um 10 Uhr früh ist es schon, ein Mädchen für einen Strauß, eine Lote oder sonst einen Gegenstand, der auf der langen Tafel untergebracht werden soll, zu finden. Gelächert sieht hier an Gelden, Kunstwerken, Delikatessen, Agarten, Vase, ein Küßchen mit Woll, Wurst und Honig, ein paar kleine Baumkuchen, mit denen sich die bestimmten deutschen Konditorien alljährlich dem Altmeister in Erinnerung bringen. Zwischen all dem Gewirr von Luxus und Gebrauchsgegenständen, Eismaschinen, Getranks, Literatur und Musikstücken, Bildern und Briefen find, über den ganzen Tisch vertheilt, Blumen föhlicher Art und in den mannigfachen Anordnungen. Aber nicht allein der lange Mitteltisch des Zimmers dient als Träger der Blumen von Licht und Bereicherung, die in den zum heutigen Tage gelandeten Gaben ihren Ausdruck findet. Jeder Nebenstisch, je auch alle Stühle, sodas zum Sigen in diesem Zimmer heute für Niemand Platz bleibt, sind mit Gelbesen beladen. Die „Lamb. Nachr.“ schreiben darüber: Unter der Kaiserin Wilhelminchen, die — ein Geschenk aus früheren Jahren — vor dem hohen Spiegel ihren ständigen Platz hat, steht ein Baumkuchen eigener Art: die (bereits aus früherer Gedenktage) diesjährige Geburtstagsgabe der Kaiserin, die in der Oberfläche. Sie dürfte später zu den vornehmlichen Gegenständen des Schenktauers Bismarckjahres werden, denn alle diese Sachen alsbald einverleibt werden, gehören.

Blumenopfer und zog mit Liebe und Sorgfalt ein schmuckes, kleines Gintäumen heran, das sie zum diesmahligen 1. April dem ersten Fürsten einbrachte, damit sein Auge in der Lage ist, sich an Grün der belebten Erde zu erfreuen, in einer Zeit, wo der Wald draußen noch fast winterlich daliegt. Die Spenderin dieser feinen Kunstwerkstätte beilegte die junge Erde mit einem Briefe, dem folgende Worte: Großer Fürst, ich höre sagen: Was an Deinem Geburtstag Dich auch grüßt im Deutschen Reich, das grüßt auch in der Welt. Einmal heißt die deutsche Erde: Eine solche junge, kleine, Wohlgepflegte von Mädchenhänden, Laß im Lebensdienste die Frau zum heutigen Zeit Die spende ihm dem Wunsch: Der Erde gleiche, Was Du schaust im Deutschen Reich! Ein Berliner Kreisler, „Fürst Bismarck“ bezeichnet, hat einen Witz, „Hoch Fürst Bismarck“ betitelt, komponirt, dessen in laudativer Notoendigung niedergedruckt, für Wälder-Dichter geleitete Parodie ist in hübsch ausgefallener und solider Anlage zum diesjährigen Geburtstagsgeschehen hat. Unter den von Vorbesitzerinnen und Ehemännern und Ehemännern einlaufenden Geschenken stellt man auch wieder sehr schöne Dittentarbeiten aller Art, die oft zwar nur den Fleiß und den guten Willen der Absender, „ihrem Bismarck“ eine Freude zu machen, eben so oft auch solche, die ein böses Maß von Kunstfertigkeit erkennen lassen, die sehr man Gemälde und Etagen in Gelb, Aquarell und Federzeichnung, Solagenstände mit Porzellanmalerei, Metallarbeiten mit Vergarben, dann alle Arten weiblicher Handarbeiten, als Stickereien, gestrickte und gefärbte Gewandstücke, Küßen u. s. w.

Was sonst noch an verschiedenartigen Geburtstagsgeschenken sich in den Zimmern des Fürsten einfinden wird, legt der Bericht dafür ab, daß die Absender sich aus allen Kreisen, aus allen Berufsarten und Ständen rekrutiren; die einfachsten Gegenstände, die nobelsten Zuschriften liegen und stehen auf den Tischen, bunt durcheinander mit prunkvollen Worten, Ehrenmittheilungen-Urlaunden und solchmanen Kunstwerken in feinsten Geweben. Da find gefüllte marmelade Mägen und Unterleiber, Aufheiser, ein Lottare Schafrock in blutrothem Seidenkleid, innen mit hell-rotherer farbener Seide ausgekleidet — das Geschenk einer vornehmen Wiener Dame, u. s. w. Der Leser sende die neuesten Ereignisse ihres Verlangens, namentlich wenn diese — mittelstlicher Art sind, Dichter widmen ihre Hefen, Musiker ihre Kompositionen, Brauereien ihr bestes Bier, Fremden ihre köstlichen Sektirer und Liqueure, Gelehrte ihre zur Abheilung dringend geführte Wissenschaften konstatiren und patriotischen Gegenstände. Unter den Besten ist diesmal ein Apparat erwähnenswerth, der übrigens nicht das Geschenk eines Feindes ist, sondern von einer Dame kommt, die damit dem Fürsten eine Annehmlichkeit zu bereiten bestritt war. Der Apparat bedeutet nämlich, dem Feindereicher die inmeinige viel Länge erforderliche und für viele Audeure einigermassen lästige Wägen des-Auswandens einer frisch geflossenen Wäse abzunehmen. Es ist ein kleiner polterischer Kasten mit einer wie ein Horn daraus hervorragenenden Wäse, in die man den Feindereicher hineinstellt. Im Innern des Kastens befindet sich ein kleiner Wasserbehälter, bes. Erhalter, der, durch einen Hebel in Thätigkeit gesetzt, mit ausreichender Kraft das Ansaugen befolgt. Sobald der Tafel in genügender Wäse gebracht ist, legt man den Kopf auf die Wäse und hält sie, ohne Feine Wäsebewerzeuge mit fürchterlichem Rauschen in Bewegung gesetzt zu haben, durch leichtes Hassen aus schärfste in Brand. Eine Holzgewandte, die gewisse Maschine in Gebrauch zu nehmen, läßt hier bei der Gesundheit und Kraft des fürstlichen Feindereichers übergen nicht vor. Unter den auf den Geburtstagstisch gekommenen Agartenorten führt die eine — das Geschenk eines Bremer Fabrikanten — die Marke „Für die Wäse“ von einem Anhalt Bremer Fabrikanten einen guten Qualität nicht hoch im Preise, von Eisenstahl als „Spezial für den Handwerker geeignet“ bezeichnet wird. Von einem Nürnberger Fabrikanten kam eine 30 Stück umfassende sehr sauber hergestellte Sammlung von Gemäldearbeiten für Kriegerehren. Von einem Anhalt Bremer Fabrikanten einen guten Qualität nicht hoch im Preise, von Eisenstahl als „Spezial für den Handwerker geeignet“ bezeichnet wird. Von einem Nürnberger Fabrikanten kam eine 30 Stück umfassende sehr sauber hergestellte Sammlung von Gemäldearbeiten für Kriegerehren.

Unter der Kaiserin Wilhelminchen, die — ein Geschenk aus früheren Jahren — vor dem hohen Spiegel ihren ständigen Platz hat, steht ein Baumkuchen eigener Art: die (bereits aus früherer Gedenktage) diesjährige Geburtstagsgabe der Kaiserin, die in der Oberfläche. Sie dürfte später zu den vornehmlichen Gegenständen des Schenktauers Bismarckjahres werden, denn alle diese Sachen alsbald einverleibt werden, gehören.

Unter der Kaiserin Wilhelminchen, die — ein Geschenk aus früheren Jahren — vor dem hohen Spiegel ihren ständigen Platz hat, steht ein Baumkuchen eigener Art: die (bereits aus früherer Gedenktage) diesjährige Geburtstagsgabe der Kaiserin, die in der Oberfläche. Sie dürfte später zu den vornehmlichen Gegenständen des Schenktauers Bismarckjahres werden, denn alle diese Sachen alsbald einverleibt werden, gehören. Eine Wiesbadener Dame hat gefest, daß Fürst Bismarck einmal sich bedauernd darüber geäußert hätte, daß an seinem Geburtstag die Erde, die unter allen Bäumen des Waldes ihm der liebste sei, noch keinen Blättersturm trägt. König August II eine Erde in einem mit guter Walderde gefüllten

Unter der Kaiserin Wilhelminchen, die — ein Geschenk aus früheren Jahren — vor dem hohen Spiegel ihren ständigen Platz hat, steht ein Baumkuchen eigener Art: die (bereits aus früherer Gedenktage) diesjährige Geburtstagsgabe der Kaiserin, die in der Oberfläche. Sie dürfte später zu den vornehmlichen Gegenständen des Schenktauers Bismarckjahres werden, denn alle diese Sachen alsbald einverleibt werden, gehören. Eine Wiesbadener Dame hat gefest, daß Fürst Bismarck einmal sich bedauernd darüber geäußert hätte, daß an seinem Geburtstag die Erde, die unter allen Bäumen des Waldes ihm der liebste sei, noch keinen Blättersturm trägt. König August II eine Erde in einem mit guter Walderde gefüllten

Unter der Kaiserin Wilhelminchen, die — ein Geschenk aus früheren Jahren — vor dem hohen Spiegel ihren ständigen Platz hat, steht ein Baumkuchen eigener Art: die (bereits aus früherer Gedenktage) diesjährige Geburtstagsgabe der Kaiserin, die in der Oberfläche. Sie dürfte später zu den vornehmlichen Gegenständen des Schenktauers Bismarckjahres werden, denn alle diese Sachen alsbald einverleibt werden, gehören. Eine Wiesbadener Dame hat gefest, daß Fürst Bismarck einmal sich bedauernd darüber geäußert hätte, daß an seinem Geburtstag die Erde, die unter allen Bäumen des Waldes ihm der liebste sei, noch keinen Blättersturm trägt. König August II eine Erde in einem mit guter Walderde gefüllten



[Nachdruck verboten.]

Mein Marfall.

Novelle von Victor Blüthgen.

(Schluß.)

5)

„Suchen Sie ihn doch allein . . .“
 „Bitte, öffnen Sie der Frau,“ sagte ich ruhig.
 Der Debitler erkannte mich, brummte etwas, was ich zu meiner Befriedigung nicht verstand, und ging öffnen.

Ich blieb auf der Straße und wartete, um Pinneberg (der Vormittags Faktotum in einer Senfmühle war und Nachmittags mit Gemüsen haufierte) zu instruieren. Endlich erschienen die Zwei.

„Pinneberg“ — so und so — „und wenn er nicht im Dorfe ist, suchen Sie die Spur von da ab, wo wir in die Kuscheln gerathen sind.“

„So'n Mensch,“ sagte Pinneberg halb entrüstet, halb mit-leidig. „Sünden müssen wir'n.“

Ich ging nach Hause, legte mich zu Bett.

„Du hast Deine Schuldigkeit gethan.“

So? Und wenn Stolle Gott weiß wohin gerathen war und wirklich erfror? Die Uhr zeigte drei — er hatte Zeit genug schon dazu gehabt. „Allmächtiger — wenn! Du kannst die Schuld nicht abwälsen.“

Ich war todtmüde, aber an Schlaf war nicht zu denken. Ich sah im Geiste den Unglücklichen, schnöde von mir dem tödtlichen Frost dieser Nacht preisgegebenen Stelle von der Chaussee ab auf irgend einen Holzweg taumeln, hinfallen, liegen bleiben zum letzten Schlaf. Ich sah die Geschworenen versammelt, die mich, den Angeklagten, halb vorwurfsvoll, halb bedauernd betrachteten, hörte den Staatsanwalt plaidiren: „Meine Herren, es liegt hier ein beklagenswerther Fall vor, der indessen unter allen Umständen die gefällige Sühne erheischt. Ein Mann von Bildung . . .“

Es war eine der grausamsten Nächte meines Lebens.

Vergebens sagte ich mir: „Du kannst Dich darauf berufen, daß Du Friedrich die Ordnung der Angelegenheit übertragen hast . . . es ist sicher anzunehmen, daß er Stolle mit sich genommen hat . . .“

Nein, es war nicht auszuhalten. Ich sprang wieder aus dem Bette, zog mich noch einmal an, ging mir Pelz und Hut holen und verließ das Haus, ohne die Thür hinter mir wieder zu verschließen. Der Nachtwind fuhr mir eifig ins Gesicht — nur einen Moment empfand ich das: nachher feite mich die Aufregung völlig dagegen. Durch die stille Stadt ins Freie, die Chaussee entlang . . . von den Vorausgegangenen nichts mehr zu sehen, nicht einmal ein ferner Laternenschein. Der Himmel war dunkel, die Helligkeit des Weges trotz des Schnees geringer, als ich mir gedacht. Nach zwanzig Minuten über die Oberbrücke; zehn Minuten später in den Wald . . . immer vorwärts, halb schlafend . . . so schlafend diese Luft! Endlich, endlich die Kieferkuscheln. Und da die Stelle des Verhängnisses!

Ich unterfuhrte mit den Augen: das da mußten Stolles Fußtritte sein; er lebte auf ungewöhnlich großem Fuße. Eine Weile bemühte ich mich, die Spur zu verfolgen . . . da, hier war er gefallen, hatte sich aufgerappelt, war wieder mitten im Wege gegangen . . .

Mit angestrengtem Blick verfolgte ich Tritt auf Tritt; ich weiß nicht, wie lange. Ich hörte reden und sah hirt. mich: Frau Stolle mit der Laterne, Pinneberg und Friedrich.

„Hallo, was ist?“ Es würgte mich am Halse, die Sache stand schlecht, wie es schien.

Ich habe Stolle im Walde getroffen und wollte ihn mitnehmen, er wollte aber nicht. Der Herr hätte gesagt, er sollte

zu Fuß nach Hause gehen,“ sagte Friedrich. „Er konnte ganz gut gehen.“

„Unglücklicher — vielleicht so lange, wie er Sie in der Nähe mußte. Ich habe hier die Spur, wir müssen sie verfolgen . . .“

„Ja, es war aber eine Viertelstunde weiterhin, wo ich ihn getroffen.“

„Also kommen Sie mit und zeigen Sie uns die Stelle!“

Es fing bereits an zu grauen, als wir dort standen, wo es seiner Versicherung nach gewesen sein mußte. Ich hieß leuchten, bis wir die Spur Stolles wieder hatten. „So, nun können Sie nach Hause gehen.“

Wir Drei gingen weiter auf der Spur, selten ein Wort wechselnd. Stolle war ziemlich sicher aus dem Walde geschritten. Wenigstens ein Hoffnungsstrahl! Aber nun wurde die Untersuchung schwierig: der wenig befahrene Waldweg mündete in die vielbenutzte Hauptchaussee.

Wenn er von der Chaussee abgegangen, so muß der Rand hier die Spur zeigen. Gehen wir hin und leuchten wir ab,“ entschied ich nach kurzem Bedenken.

Nichts zu finden. Auf der Brücke scheint es, als sei er rechts am Geländer gegangen, da giebt es große frische Fußtritte. „Das wird er wohl gewesen sein,“ sagt Pinneberg frohklappernd. Drüben verliert sich diese Spur wieder in die festgetretene und festgefahrene Mitte.

„Nehmen Sie die Dammböschung links in Obacht, Pinneberg; Frau Stolle, Sie die rechts. Ich werde mit der Laterne in der Mitte gehen.“

Zehn Minuten weiter führt ein Weg zu einer einzeln stehenden Heuscheune hinunter. „Hier ist was,“ ruft Pinneberg. Wir stürzen hin und ich leuchte. „Das muß er gewesen sein.“ Ich prüfe sorgfältig.

„Aber da führt eine Spur hinunter und eine herauf. Warten Sie, ich werde jedenfalls nachgehen,“ sage ich.

Und ich gehe. Hinter der Scheune hat Jemand gelegen, von da führt die Spur zurück. Ich begeben mich wieder zu den Weiden.

„Wenn er es war, so ist er wieder hinaufgegangen.“

Weiter. Bis zum Bahnübergange ab und zu die Möglichkeit, Wahrscheinlichkeit, daß dies Stolles Fußtritt — von ihm selber keine Spur! Eine schwache Hoffnung besteht, daß er bis zur Stadt gelangt ist. „Dann wird er ja wohl irgendwo untergekommen sein,“ sagt Frau Stolle, die sich kaum mehr auf den Weiden halten kann und der sichtlich Alles vollkommen gleichgiltig ist.

„Mehr kann einer nicht thun,“ nickt Pinneberg stumpf-sinnig.

Ich war im Grunde ebenso gleichgiltig, ebenso stumpfsinnig. Nur dumpf fühlte ich noch die Schwere der Verantwortung, die auf mir lastete. So schritten wir durch das erste Frühleben der Stadt, bis sich Pinneberg mit einem beruhigenden, mit-leidigen: „Na, er wird sich wohl finden,“ verabschiedete.

Ich öffnete die Hausthür. „Gehen Sie sich auschlafen, Frau Stolle. Das Weitere müssen wir dem lieben Gott überlassen.“

Sie hatte die Augen geschlossen und taumelte treppab, die erlöschende Laterne in der Hand. Ich steige treppauf. Plötzlich höre ich sie aufstreifen. „Herr — Herr — hier liegt er!“

Ich wurde einen Augenblick schwach, setzte mich und faltete die Hände. Mir war's, als hörte ich einen Chorus Engel Halleujah singen. In Wirklichkeit hörte ich Stolle's sehr vernehmliches Schnarchen im Souterrain, und zwar w

der Nähe der Wasserheizung, wie mir schien. Dann stand ich auf.

„Es ist gut, lassen Sie ihn ruhig liegen.“

Ich glaube in meinem Leben habe ich nicht tiefer geschlafen, als diesen Vormittag.

* * *

Am Nachmittag überlegte sich Stolle, daß er als freier Arbeiter eigentlich weit ungenirt trinken könne, was ihn über die verschiedenen Predigten, die er hatte anhören müssen, sehr tröstete. Mit dem Kutscherposten war's jedenfalls aus für ihn.

Dann ging er und holte nur meiner Weisung gemäß den Pferdejuden des Ortes, mit dem ich fünf Minuten nach seinem Eintreffen über den Preis für den Dicken handelseinig war. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß letzterer den Spat hätte und mondblind wäre.

Seit der Zeit steht mein Marsfall leer und ich habe es versprochen, ihn je wieder zu besetzen.

[Nachdruck verboten.]

Die Rose von Granada.

Roman von Jean Rameau.

30) Autorisierte Uebersetzung von Adolf Neuhoff.

„Nun sieh' nur einer den Tropf!“ rief sie, ihr Gegenüber mit hochmüthigem Blicke musternd. „Was hat sie denn so Berührenderes, diese kleine Landpomeranze, he? Wollen Sie mir das nicht, bitte, erklären? Sie müssen ja geradezu blind sein, oder toll, oder besessen!“

Sie knirschte mit den Zähnen. Dann aber löste sich ihre Wuth in einen langen Seufzer.

„Etienne, ich liebe Dich!“ stammelte sie in klagenem Tone, dabei kaum ihre rothen Lippen öffnend.

Und ihr verliebtes Köpchen näherte sich seiner Brust.

„Vergiß Alles, was ich Dir gesagt habe, geliebter Etienne. Es war ja nur der Werg, der mich fortgerissen hat. Vergiß Alles, und sieh in mir nur das, was ich bin, ein armes, leidendes Weib, das weint und verzweifelt, und sein Herzblut für Dich hingeben möchte. Ich bin eifersüchtig! Begreift Du, was das bedeutet! Ich bin eifersüchtig auf jene Genoveva, die Du liebst, und ich bin sicher, daß ich mich an dem Tage, an dem Du sie heiratest, tödten werde! . . . Nein, nein, höre nicht, was ich da rede! Ich weiß, daß das Flehen bei Dir nichts nützt. Es ist ein unverzeihlicher Fehler von mir gewesen, daß ich offen zu Dir gesprochen habe, daß ich Dich meine Bein habe schauen lassen und daß ich Dir meine Hoffnungen gestanden habe! Ich hätte mich verstellen müssen, ich weiß es! Ich hätte Dir vormachen müssen, daß ich Andere liebe. Wenn ich mir einen Liebhaber genommen hätte, hättest Du mich vielleicht begehrt. Es giebt solche Männer, ich weiß es. Und ich selbst, würde ich Dich so lieben, wenn ich nicht wüßte, daß Du eine andere Frau liebst? . . . Oh, niemals hätte ich es geglaubt, daß ich eines Tages so zu einem Manne würde sprechen müssen! . . . Oh, Etienne, Geliebter, ich glaube dennoch, daß ich Dich glücklich machen könnte! Dominika hat mir erzählt, daß Du mich in jener Nacht, als ich das Bewußtsein verloren hatte, geküßt hast! Streite es nicht ab, Etienne! Mag es nun wahr oder falsch sein, dieser Kuß hat mir sehr viel Freude gemacht. Er wird vielleicht die schönste Erinnerung meines Lebens bleiben! Erlaubst Du, daß ich Dich einmal küsse? . . . Dann wollen wir uns trennen, wie Du es willst. Ja, dann glaube ich, würde ich die Kraft dazu haben! . . .“

Er schwankte. Die Stimme dieser leidenschaftlich erregten Frau drang ihm tief ins Herz. Verwirrt ließ er den Kopf sinken. Er sah, wie die schwellenden Lippen des schönen Weibes sich zitternd den seinen näherten.

„Nein!“ rief er plötzlich mit röchelnder Stimme, sich hoch aufrichtend und das verführerische Weib von sich stoßend. „Dieser Kuß würde mich verderben! Lassen Sie mich!“

Frau Miralez taumelte einige Schritte zurück und richtete sich dann hoch auf.

„Ah, das ist zu viel!“ schrie sie, „bin ich denn ein dummes Ding, mit dem man beliebig umspringen kann? . . . Sie wollen mich nicht heirathen? Es mißfällt Ihnen, daß ich Sie liebe? Gut, seien Sie unbeforgt, ich werde Sie hassen . . .“

Glauben Sie mir, ich bin nicht dumm, in mir haben Sie sich einen gefährlichen Feind geschaffen. Sie haben mir zu wehe gethan. Da ist es wohl angebracht, wenn ich mich ein bißchen räche!“

Sie öffnete die Thüre zum Schlafzimmer, trat ein, näherte sich einem Fenster und blickte in die Ferne. Erschreckt folgte ihr Etienne.

„Was wollen Sie thun?“ fragte er besorgt. „Weshalb sind Sie in dieses Zimmer gegangen?“

Rosa Marie blickte unverwandt den sich lang hinziehenden Weg hinunter, der von Saragos nach Lamothe führte. Jetzt eben nahmen ihre Augen einen eigenthümlichen Glanz an. Dort hinten am Horizont tauchte ein Wagen auf.

„Was ich will? Das werden Sie bald erfahren,“ erwiderte Frau Miralez mit triumphirender Miene, vom Fenster zurücktretend. „Sie haben mir das Herz zerrißen, und da werden Sie mir wohl erlauben, daß ich das Ihrige wenigstens ein bißchen zertrage! Wenn wir Beide verunndet sind, gelangen wir vielleicht dazu, uns etwas besser zu verstehen!“

Die Wanduhr des Zimmers schlug 1/6. Vor dem Schlosse ertönte Wagengerassel. Rosa Marie ging zum Toilettenzimmer.

„Defnen Sie mir, bitte, diese Thür,“ bat sie den Sekretär ihres Mannes, damit er nicht am Fenster bliebe und Fräulein von Sartilly dem Wagen entsteigen könne.

Die junge Frau trat in das Cabinet, goß etwas Wasser auf eine Serviette und rieb sich damit die Stirn. Ihre Augen leuchteten wie zwei Flammen, und ihr Athem ging so schnell, daß man befürchten konnte, es sei ein Nervenfieber im Anzuge. Etienne wurde bei ihrem Anblick ernstlich besunruhigt. Besorgt ergriff er ihre Hände und sagte mit bewegter Stimme:

„Verzeihen Sie mir, gnädige Frau, ich würde Sie vielleicht lieben, wenn ich nicht mit Genoveva verlobt wäre. Verzeihen Sie mir!“

Und er sank vor ihr auf die Kniee.

Rosa Marie achtete nicht auf ihn. Gespannt lauschte sie nach der Treppe . . . Nichtig, da stieg Jemand empor. Ihr Gesicht strahlte.

Sie wandte sich jetzt wieder Etienne zu.

„Zum letzten Male,“ sagte sie mit dringender Stimme, „zum letzten Male, Etienne, beschwöre ich Sie, es sich zu überlegen. Wollen Sie mich für das Leben besitzen? Werden Sie mich heirathen, wenn ich frei bin?“

Er verbarg sein Gesicht in den Händen und schluchzte. Er war unfähig zu antworten.

„Heißt das nein?“ fragte sie dringender, „heißt das wirklich nein, unwiderruflich nein?“

„Oh, Sie sind grausam, Rosa Marie . . . es heißt nein!“ rief er dann mit fester Stimme.

Mit einem leichten Aufschrei fuhr Rosa Marie mit beiden Händen nach ihrem Kopfe, und mit einem geschickten Griff löste sie ihre schwarzen Haare.

„Was thun Sie?“ rief Etienne ganz bestürzt.

Aber sie antwortete nichts. Mit aufgelösten und zerzausten Haaren trat sie wieder ins Arbeitszimmer zurück und ging ins Rauchzimmer, gerade in dem Augenblicke, als Genoveva unter Dominikas Führung von der Haupttreppe her die Thüre öffnete.

Höchste Verwirrung und Ueberraschung heuchelnd, wich Rosa Marie einige Schritte zurück. Dann aber warf sie, wie wenn sie sich plötzlich eines Besseren besänne, mit trotziger Geberde das Haupt zurück, schüttelte mit einer heftigen Kopfbewegung die Haare, die über ihrem Rücken ausgebreitet gelegen, und rief in herausforderndem Tone:

„Gut denn, ja! Ich bin seine Geliebte!“

Kaum aber hatte sie diese Worte vollendet, da begann sie am ganzen Körper zu zittern. Ein Mann stand vor ihr, ihr Mann, der von der Thurmterrasse her eingebracht sein mußte.

„Oh,“ schrie Rosa Marie, sich zu ihm wendend, „es ist nicht wahr! Es ist falsch! Ich habe gelogen!“

Aber ein dumpfer Knall ertönte. Miralez hatte aus seinem Revolver einen Schuß auf sie abgefeuert.

„Es ist nicht wahr!“ wollte die junge Frau wieder schreien.

Aber ein Blutstrom entquoll ihrem Munde.

Jetzt wandte sie sich zur Flucht und ein zweiter Knall ertönte, und Rosa Marie fühlte sich zum dritten Male in die Hüfte getroffen.

Zwischen kam Etienne hinzugelassen. Er sah den Revolver in der Hand des Kranken, der eben zum dritten Male auf seine Frau anlegte.

„Es ist nicht wahr!“ rief nun auch der Sekretär mit halb-erschütterter Stimme.

In diesem Augenblick bemerkte er Fräulein von Sartilly, die hinsupprang und ihrem Onkel den Revolver aus der Hand schlug.

Ohnmächtig sank Miralez zusammen. Auf seinen welken Lippen stand röthlicher Schaum.

Jetzt erkannte Etienne auch Frau von Manzanil, die hinzukam, Genoveva umfaßte und sie mit Gewalt davonführte!

XXIV.

Dieser ganze Vorgang spielte sich in dem Zeitraum von kaum einer Minute ab.

Unter dem Eindruck so vieler übereinanderstürzender Ereignisse war Etienne halb gelähmt worden. Diese Schüsse, diese Schreie, diese Verwundungen, dieses überraschende Auftauchen nicht erwarteter Personen, Alles das hatte ihn aufs Höchste verwirrt und verblüfft. Er suchte nach einer Erklärung aller dieser Dinge, aber er fand keine. Einige Sekunden lang hörte er noch lebhaftes Gehen und Kommen in dem Hause, Rufe und Thränen um sich her, und schließlich draußen rasche Schritte. Verständnißlos blickte er um sich. Auf dem Boden lag ein Revolver, und auf dem Divan lag eine zusammengewinkelte und gekrümmte Gestalt, über die sich zwei Diener mit besorgten Mienen beugten.

Jetzt erst kam Etienne das Gefühl der Wirklichkeit wieder. Er erkannte in jener hilflosen, kauern den Gestalt Miralez, und er bemerkte, daß die verirrten Blicke des Schwindsüchtigen mit haßerfülltem Ausdrucke auf ihm ruhten.

Und schließlich erinnerte er sich Genovevas, die wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt inmitten dieser entseßlichen Szene vor ihm aufgetaucht war und die ihn jetzt für einen Ungetreuen und Unwürdigen halten mußte, nachdem sie die Erklärungen ihrer Tante Rosa Marie gehört und die Rache ihres Onkels Lorenz mit eigenen Augen gesehen hatte.

„Genoveva!“ schrie er plötzlich, auf die Thür zustürzend, in der sie erschienen war, „Genoveva! Es ist nicht wahr! Glaube mir, es ist nicht wahr! . . . Aber wo ist sie? Sagt mir, wo ich sie finden kann, damit ich ihr Alles erkläre!“

Er wollte hinanstürzen. Aber die Blicke des Kranken, die sich in ihn hineinzubohren schienen, bannten ihn an seiner Stelle.

„Laßt ihn nicht hinaus!“ stöhnte der Schwindsüchtige, sich halb aufrichtend. „Laßt ihn nicht hinaus, er will nur entweichen!“

Und als Etienne trotzdem nach einigem Schwanken zur Thür schritt, zückte Miralez ihm haßerfüllt nach:

„Glender Feigling!“

Das veranlaßte den jungen Mann, umzukehren.

„Was wollen Sie von mir?“ fragte er den Schwindsüchtigen.

„Er fragt noch!“ rief Lorenz keuchend und mit den Augen den Revolver suchend.

Etienne begriff. Dieser hilfällige Kranke, der sich kaum rühren konnte, glaubte noch Kraft zu haben, um ihm eine Kugel in den Schädel zu jagen.

„Herr Miralez,“ sagte er ruhig, „Sie sind blind und deshalb verzeihe ich Ihnen. Sie haben von mir keine Satisfaction zu fordern, denn ich schwöre Ihnen bei Jesus Christus, daß ich niemals auch nur ein Haar Ihrer Gattin angetastet habe. Das, was hier geschehen ist, sind Alles nur die Folgen eines entseßlichen Spiels, das man mit mir getrieben hat.“

„Glender Feigling!“ wiederholte Miralez. „Sie wagen es zu leugnen bei den Beweisen, die ich in Händen habe, nach dem, was ich gesehen und gehört habe? Sie haben Furcht, das ist Alles! . . . Oh, gebt mir doch nur den Revolver her!“

Er wandte sich damit an seinen Kammerdiener, der ihm mit einem mit Branntwein getränkten Leinwandlappen die Schläfen rieb, und an die Köchin, die bei dem Erdröhnen der Schüsse erschreckt hinzugelassen war.

„Henriette!“ rief er dann, als er seine Schwester eintreten sah, „gieb Du ihm mir! Gieb Du mir den Revolver, meine Hand ist noch stark genug!“

„Mein armer Lorenz,“ seufzte Frau von Manzanil.

Sie nahm den Revolver vom Boden auf und schloß ihn in eine Schublade.

„Nuch Du?“ rief Miralez in verweifeltem Tone; „auch Du. Du glaubst also wohl an die Unschuld dieses Menschen! Haha! Ich habe jenes Weib bei ihm eintreten sehen! Sie ging heimlich zu ihm, fast alle Tage! Unter der Weißbuchenhecke werdet Ihr ihre Spuren finden. . . Haha, wegen eines Todtkranken brauchte man sich ja nicht zu geniren, nicht wahr? Man bildete sich ein, daß ich bis hierher niemals würde gelangen können. Aber Gott hat mir geholfen und Du siehst, die Hälfte meiner Rache habe ich vollbracht. Er wird mir auch die Kraft geben, sie ganz zu vollenden!“

Miralez zog einen Brief aus seiner Tasche hervor.

„Hier, Henriette! Nimm dieses Papier und bewahre es sorgfältig auf, denn ich sterbe jetzt vielleicht. Bewahre es auf, damit man weiß, wie schmäählich ich betrogen worden bin, damit man sieht, daß ich nicht ein gemeiner Meuchelmörder bin.“

„Was ist das für ein Papier?“ fragte Etienne überrascht und trat zwei Schritte näher, dicht an die Spanierin heran.

Diese aber richtete ihre stolze Gestalt hoch auf und blickte ihn flammenden Auges an.

„Ah, Bandit!“ zückte sie heraus, das Papier krampfhaft umschlossen haltend. „Wagen Sie, es mir zu entreißen! Ich schwöre Ihnen, wenn mein Bruder nicht mehr Kraft genug hat, noch einmal zum Revolver zu greifen, so würde ich es thun.“

Etienne blieb unentschieden stehen. Die alte Spanierin wandte sich wieder dem Kranken zu.

„Mein armer Lorenz!“ klagte sie. „Komm, verlasse das Haus dieses Menschen. Du darfst nicht länger mit ihm unter einem Dache wohnen! . . . Ich hatte es ja längst vorausgesehen, daß mit diesem Glenden das Unglück in unsere Familie dringen würde! Oh, Gott ist gerecht! Komm, Lorenz! Stütze Dich auf mich. Ich werde Dich pflegen, ich werde Dich heilen, wenn es möglich ist. Und Du wirst Dich dann rächen! Komm! . . . Aber Du kannst Dich ja gar nicht mehr bewegen, mein armer Bruder! Es ist schrecklich! Helfen Sie mir wenigstens, ihn von hier fortzubringen!“

Die Vorgänge der letzten Stunden hatten die Kraft Miralez' vollständig erschöpft. Man legte ihn wieder ausgestreckt auf den Divan des Rauchzimmers und hielt ihm ein Flagon unter die Nase. Er athmete kaum noch; aber mit tiefer Grabesstimme und die haßerfüllten Blicke auf Etienne geheftet, stieß er mühsam die Worte heraus:

„Nein! . . . Nicht fort! . . . Hier bleiben! . . . Gesund werden! . . . Um ihn zu tödten!“

Er klammerte sich mit einer Hand an den Tisch.

Aber diese Anstrengungen überstiegen seine Kräfte. Kraftlos sank er wieder zurück, seine Augen schlossen sich, ein Schauer durchrüttelte seine Glieder und es schien, als ob das Leben diesen stichen Körper verlassen wollte.

„O Gott, es ist fürchterlich!“ murrte Etienne, von tiefstem Mitleid bewegt. „Gnädige Frau,“ fügte er hinzu, sich an die Spanierin wendend, „vergessen wir in diesem Augenblick allen unjeren Groll und Alles, was uns trennt, und denken wir nur an Ihren Bruder! Hier ganz in der Nähe, nur wenige Schritte entfernt, liegt ein stilles, lauschiges Zimmer; dorthin wollen wir Herrn Miralez tragen und ihn zu Bett bringen. Und es wird sich ja dann Alles auflären!“

Etienne ergriff den Kranken an den Schultern, der Kammerdiener Joseph nahm die Beine und so wurde Lorenz in ein anderes Zimmer des zweiten Stockwerks getragen. Man kleidete ihn aus, legte seinen abgemagerten Körper auf ein schwellendes Bett, deckte ihn warm zu, da er sich eiskalt anfühlte, und brachte ihm schließlich ein Glas Glühwein an die Lippen. Mechanisch trank er, ohne die Augen aufzuschlagen, dann blieb er unbeweglich liegen. Man hörte nur noch seinen kurzen, pfeifenden Athem, der das Bettdeck unter dem Kinn leicht hob und senkte. Er schien zu schlafen.

„Gnädige Frau,“ wandte sich Etienne wieder an die Schwester des Kranken. „Sie sind mit Fräulein von Sartilly nach Sargos gekommen. Was soll Ihre Richte nun von mir denken? Gestatten Sie mir, daß ich Sie einen Augenblick verlasse, um ihr zu erklären . . .“

„Das ist zwecklos, mein Herr!“ unterbrach ihn Frau von Manzanil. „Meine Richte ist nicht mehr bei Ihnen. Sie würden sie vergebens suchen.“

„Wie? Fräulein Genevova sollte schon wieder abgerichtet sein?“

„Sie hat selbstverständlich mit ihrer Kammerfrau dieses Haus sofort verlassen.“

„Oh mein Gott!“ stöhnte Etienne vernichtet.

„Mein Herr, dieser Ausruf nimmt sich seltsam aus Ihrem Munde. Ich verbiete Ihnen, in Zukunft von meiner Nichte wann und wo auch immer zu sprechen. Selbstverständlich werden Sie sie niemals wiedersehen! Fräulein von Sartilly dürfte über Sie nun endlich aufgeklärt sein. Ich bin es schon längst gewesen.“

Etienne wankte. Das war zu viel für ihn.

„Wenn es aber das Schicksal Ihrer Geliebten ist,“ fuhr Genevovas Tante fort, „was Sie beunruhigt, so besilen Sie sich. Diese treffliche Dame wird sicher noch im Hause sein und Sie werden sie sicher noch erreichen. Aber säumen Sie nicht lange, denn man wird auch sie von hier wegbringen. Gehen Sie nur, überzeugen Sie sich, sie ist nicht todt. Sie hat zwei Äugeln bekommen, die eine ins Gesicht, die andere in die Hüfte, aber man wird sie Ihnen erhalten können, wie man sagt. — So, und nun, mein Herr, bitte ich Sie, mich nicht weiter anzureden. Gehen Sie, wohin es Ihnen beliebt!“

(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Wie werden Reichsbanknoten hergestellt? Im Zeitalter der **Gründungs** dürfte es angebracht sein, über diese Frage einmal gründlich Licht zu verbreiten. Gar Manches aus der interessanten Märe des früheren Oberfactors der Reichsdruckerei wird dadurch verständlicher werden. Die Hauptaufgabe der Reichsdruckerei besteht in der Anfertigung des Papiergeldes für das Deutsche Reich und die Reichsbank. Obichon wiederholt von verschiedenen Seiten der Wunsch ausgesprochen worden ist, das Papier für Anfertigung des Papiergeldes möchte in einer Reichspapierfabrik hergestellt werden, so ist eine solche bisher noch nicht vorhanden, und das Papier muß daher in einer Privatfabrik unter amtlicher Ueberwachung angefertigt werden. Das Merkmal dieses Papiers besteht darin, daß in der Papiermasse auf der Papiermaschine mittels eines patentirten, von der Staatsdruckerei erworbenen Verfahrens zahlreiche gefärbte Fasern wirr durch einander eingebettet sind und diese weder durch Handarbeit unauffällig auf anderes Papier aufgebracht, noch durch irgend ein Lichtdruckverfahren förmlich wiedergegeben werden können.“ Mittelst der Kupferdruckpresse werden die von Künstlerhand entworfenen und in Kupfer gezeichneten Figuren, Mandelstein, Aufschriften u. s. w. auf das Papier übertragen. Der Druck dieser Reichskassenscheine erfolgt in den Sälen der Reichsdruckerei auf zwanzig Hands- und vier Schnellpressen. Zunächst wird die Farbe auf die Platte aufgetragen und über die Fläche mit großen Zeugballen gleichmäßig vertheilt. Bei dem Druck durch Handpressen wird die Platte auf einen erwärmten Tisch gelegt und die Farbe mit Lappen von allen glatten Stellen entfernt, bis diese nur noch in den Vertiefungen haftet. Diese Prozedur wird „Wischen“ genannte Die „gewaschte“ Platte wird mit der Bildseite nach oben auf das Laufbrett der Presse gebracht und nach Auflegung des Papierbogens mit diesem zwischen die mit großer Gewalt gegen einander pressenden horizontalen Walzen der Presse hindurchgeschickt, und der Druck ist fertig. Vor jedem neuen Druck muß die Platte wieder eingeschärft und gewischt werden. Bei der Schnellpresse wird das Einfärben und Wischen der Platte von der Maschine besorgt. Im Gegensatz zum Zeitungs-, Buch- und Accidenzdruck vollzieht sich der Druck der Kassenscheine außerordentlich langsam. Gedruckt wird nicht von den Original-Kupferplatten, sondern von galvanoplastischen Niederdrücken. Natürlich muß das Papier vorher angefeuchtet werden, damit eine gleichmäßige Uebertragung der Farbe erfolgt, und zwar wird dieses Anfeuchten durch eine besondere Maschine bewirkt, wobei eine Pumpvorrichtung das Wasser gleichmäßig durch die eingelegten Bogen hindurchpreßt. Sind die Bogen gedruckt, so kommen sie in den Trockenraum, der sich im Dachschloß befindet, und werden an Rahmen und Seilen aufgehängt. Die Trocknung nimmt durchschnittlich 4 Tage in Anspruch. Künftig werden jedoch, um diesen Prozeß wesentlich zu beschleunigen, Trockenschränke aufgestellt werden. Diese 3 m hohen und 1½ m breiten, mit Glaswänden versehenen Schränke werden durch am Boden befindliche Heizschlängen auf 22 bis 23 Grad C. erwärmt, und somit erfolgt das Trocknen außerordentlich rasch. Nach der letzten Trocknung werden die Bogen durch eine Leimlösung gezogen, damit der bei dem mehrmaligen Anfeuchten verloren gegangene Leim ersetzt wird. Dann werden die Bogen gealättet, geschnitten, die Einzelscheine getrieffelt und zur Ablieferung und Stempelung fertig gemacht. Diese Scheine erhält zunächst die Reichsdruckereiverwaltung, die sie später nach Bedarf unter Aufsicht von zwei Beamten in der Reichsdruckerei mit Buchstaben und Nummern in rother Farbe bedrucken läßt. Sind die Reichsbanknoten mit Nummern und Ausfertigungsstempeln versehen,

so gelangen sie an die Kasse, von der gewöhnlich wöchentlich einmal die Ablieferung an die Reichsbank erfolgt.

Frommer Selbstmord in China. Die Kasteien, die sich ursprünglich unter den Priestern aller Religionen finden, haben wohl nirgends einen höheren Grad von Grausamkeit erreicht als unter den buddhistischen Priestern, die sich durch Waffen oder Feuer selbst Wunden betringen. Bi: Matignon in dem von Lombroso geleiteten „Archiv für criminelle Anthropologie“ auseinandersetzt, geben die buddhistischen Priester in China sogar bis zum Selbstmorde auf dem Scheiterhaufen, den sie selbst anzünden. Der heilige Buddha selbst soll plötzlich von einer Flamme verzehrt worden sein, die durch eine um sein Haupt gebildete Wolke entstand. Diese Wolke bildete sich durch das Ausströmen eines besonderen Fluidums aus allen Poren der Haut, veranlaßt durch die den ganzen Leib beherrschende himmlische Sehnsucht! Seitdem ist es das schönste Streben aller wahrhaft frommen buddhistischen Priester, auf dieselbe Weise ihren Leib verbrannt zu wissen. Einmal verkündete ein solcher Priester, der den sinnigen Namen, „Abgrund und Tiefe“ führte, daß er gelobt hätte, sich durch freiwilligen Feuertod zu heiligen. Er hatte seit Jahren bettelnd das Land durchzogen, um für den Bau eines Klosters zu sammeln, er fastete sich auf jede Weise, auch durch die gänzlichste Mißachtung einfachster Keimlichkeit, so daß er bald ein wandelnder Herd von Ungeziefer war, dessen Tod an Schwindsucht und Hunger ohnehin bald zu erwarten stand. Trotzdem er nach jeden paar Schritten zu einem Gebete niederkniete, floßen ihm die Tränen nur knapp zu. „Abgrund und Tiefe“ fühlte sich durch die Gleichgültigkeit der Welt gegen das Heilige angeekelt und entschloß sich zum Feuertod durch eigene Hand. Hatte man sich bisher wenig um ihn gekümmert, so wurde er jetzt plötzlich zum Mittelpunkt des allgemeinen Interesses, und Alles steuerte gern zu den Kosten der Verbrennung bei. Einige schlugen zu weiterer Verherrlichung der feierlichen Handlung noch eine Art von Feuerwerk vor, das „Festmüthe“ lebte diesen Vorschlag jedoch ab und wollte sich damit begnügen, dem Bogen einige Päckchen Pulver in die Weider zu stecken, um die Pracht des Schauspiel zu erhöhen und die Abreise des Opfers in das Jenseits anädig zu beschleunigen! Im letzten Augenblicke wurde die ganze Geschichte durch einen englischen Missionar hintertrieben, und die Enttäuschung des ganzen Volkes war ungeheuer. Auch „Abgrund und Tiefe“ war nicht zufrieden, er setzte sich einsam auf seinen Scheiterhaufen, verweigerte Speise und Tran und wurde schließlich todt aufgefunden. Matignon erzählt von einem anderen Falle, wo die Verbrennung zweier Priester unter der größten Theilnahme der Bevölkerung wirklich stattfand. So lange Klammern und Rauch des brennenden Scheiterhaufens etwas zu sehen gestatteten, sah man die Priester ruhig den Takt zu ihren heiligen Gesängen schlagen. Diese Selbstverbrennungen sind die größten Einnahmequellen der buddhistischen Klöster in China, und oft muß sich ein alter Bonze osfern, um einem heruntergekommenen Kloster wieder auf die Strümpfe zu helfen. Aus dem siebenten Jahrhundert wird erzählt, daß ein chinesischer Feldherr in seiner Kriegführung durch den gänzlichsten Geldmangel gehindert wurde und sich an einen Bonzen wandte, der durch Ankündigung einer Selbstverbrennung Geld aufbringen sollte, in das sie sich dann brüderlich theilen wollten. Der Priester sollte sich im letzten Augenblicke durch einen unterirdischen Gang aus den Flammen retten. Der Kriegsmann betrog jedoch seinen Campagnon, ließ im letzten Augenblicke den Eingang zu jenem Gange verschütten und behielt die halbe Million, welche durch das Schauspiel eingekommen war, für sich, nachdem der Bonze selig zu seinem Buddha eingegangen war.

Vom Büchertisch.

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Preisrechnungen nach Auswahl vorbehalten.

— **Das goldene Haus.** Roman von August Niemann. Berlin 1898. Verlag von Otto Janke. Preis 5 M. Ganz gemüthlich, wie so viele Geschichten, beginnt Niemanns Roman „Das goldene Haus“ in einer kleinen deutschen Residenz, verläßt die aber plötzlich und verlegt den Leser in das Goldland der Vurenrepublik in Südafrika. Ein junger Kavallerieoffizier, Joachim Graf von Bogritz-Helfenberg, liebt ein bürgerliches Mädchen, da er aber Schulden hat und sie kein Vermögen, entläßt sie der Verbindung mit ihm und geht als Erzgieber nach Südafrika. Der Graf trifft zufällig mit dem reichen Minenbesitzer, in dessen Hause sie leben soll, in Deutschland zusammen und läßt sich von diesem bereuen, ihm nach Afrika zu folgen, angeblich um die Direction einer seiner Minen zu führen. In Wirklichkeit aber, um eine Führerstelle in dem beabsichtigten Kampfe der Uiländer gegen die Vurenregierung zu übernehmen. Der Graf erlebt dort manche Abenteuer, Jamesons Einfall wird aber schneller unbedächtig gemacht, als es sich die Engländer träumen ließen, das goldene Haus des Minenkönigs steht verlassen, der Graf aber führt ein Bräutchen heim und bleibt, trotzdem er seine reiche Tante beerbt, in Afrika, da er sich überzeugt hat, daß man seinem Vaterlande auch in fremdem Lande dienen und nützen könne. Das Buch ist, wie es Niemanns Art ist, flott geschrieben, und ein warmer patriotischer Hauch durchzieht das Ganze, so daß man den Roman nur befriedigt aus der Hand legt.

